

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 91.

Sonntag, 16. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blif.

(Nachdruck verboten.)

„Nein, jetzt ist's genug, nun sind wir vernünftig“, erklärte sie heiter aber bestimmt, indem sie das Spitzenarrangement wieder in die richtige Faltenlage brachte, denn keine ungestüme Wildheit hatte auf nichts Rücksicht genommen.

„Und wieder so schöne Rosen. Du bist ein Verschwender, mon cher!“ rief sie dann.

Er aber erwiderte voller Begeisterung: „Ach, wäre ich reich, so reich wie du, ich hätte dich mit den herrlichsten Brillanten geschmückt, die ich in Berlin aufgetrieben hätte, so aber komme ich als armer Schläuder und habe nichts als Schulden.“

„O, wieviel?“ fragte sie schnell.

Jetzt bekam er einen purpurroten Kopf.

„Nun also, wieviel sind es?“ rief sie lustig.

Seine Verlegenheit stieg. Er bedauerte seine schnellen Worte. „Lassen wir das lieber“, bat er.

„Nein, nein, ich will es wissen!“

„Wer ich bitte dich, weshalb denn?“

„Weil ich will, Schatz. Ich muß immer klar sehen!“

Meinlaut sagte er: „Nun, es mögen circa dreitausend Mark sein!“

Da ging sie wortlos an den kleinen Schrank, nahm drei braune Scheine und drückte sie ihm in die Hand.

Er war dermaßen überrascht, daß er nicht gleich Worte fand. Endlich nahm er das Ganze für einen Scherz und rief lachend: „Ja, was fällt dir denn ein?“

„Du wirst mir doch die Freude machen, nicht wahr? Ich kann es leicht entbehren und dir ist damit geholfen!“

„Aber ich werde doch kein Geld von dir annehmen, was denkst du denn von mir, Marinka?“ — Er war wieder glutrot geworden.

„Ich denke, daß du mich liebst, und daß du jetzt nicht mehr davon sprichst!“

„Aber das ist ja einfach unmöglich!“

„Wie? Unmöglich? Wenn du mein Mann wirst, gehört dir doch all mein Geld“, antwortete sie.

„Noch aber bin ich doch nicht dein Mann.“

„Aber du wirst es doch werden!“

Da umfaßte und küßte er sie und bat: „Ich liebe dich über alles, Marinka; aber das Geld kann ich nicht von dir annehmen.“

„So liebst du mich nicht!“

Von neuem zog er sie wie in wildem Taumel an sich und küßte sie wieder und wieder.

Da griff sie nach den Scheinen, schob sie in seine Tasche und erklärte kurz und bestimmt: „So, und nun kein Wort mehr darüber, sonst werde ich noch ernstlich böse!“

Ganz ratlos war er. Das Geld brannte ihm in den Fingern und beleidigen wollte er sie doch auch nicht. Deshalb bat er noch einmal: „Satz es doch sein, Marinka! Es ist mir wirklich peinlich!“

Vädelnd schüttelte sie den Kopf. „Was sind diese Deutschen Männer doch für sonderbare Ränge! In ein paar Monaten gehört dir alles und du willst nicht

nehmen diese Pappolie? Weshalb denn nicht? Bezahlt werden müssen die Schulden ja doch, also ob jetzt oder später? Nun nimm und behalte und verliere kein Wort mehr darüber.“ Und wieder schob sie ihm die Papiere in die Tasche.

Was blieb ihm übrig? Er mußte sie nehmen.

Schließlich tröstete er sich damit: Sie hat ja auch eigentlich recht. In einigen Wochen bin ich ja doch ihr Mann, da macht es ja wirklich nicht viel aus. Also versuchte er sich über das Peinliche hinwegzusetzen.

„Dann wollen wir uns wenigstens gleich öffentlich verloben“, bat er nun.

Doch auch jetzt sagte sie wieder: „Nein. — Es geht noch nicht, Schatz. Unter meinen Vandsleuten hier ist ein alter Fürst, der mich mit eifersüchtigen Augen verfolgt. Er darf nicht ahnen, daß wir uns lieben. Sonst käme es zu einer Katastrophe. Du kennst ihn nicht. Er kann rasend werden. — Also verschweigen wir lieber alles und genießen wir unser Glück im Stillen. — Zum Frühjahr gehen wir an die Riviera und dort lassen wir uns trauen. Nun, bist du damit nicht einverstanden?“

Gewiß war er es. Er war ja mit allem einverstanden, was sie haben wollte und wieder umfaßte und küßte er sie lange und innig.

Plötzlich, so ganz nebenher, sagte sie: „Heute früh war ein Graf Krivolawoff bei mir. Er ist der Wächter eines meiner Güter und wollte mir den fälligen Zins mit einem Wechsel bezahlen. Er sagte, er habe in eurem Bankhaus sein Vermögen deponiert. Könntest du dich wohl unter der Hand erkundigen, ob das wahr ist? Du weißt, mit den Russen muß man vorsichtig sein.“

„Aber gewiß kann ich das! Schon morgen gebe ich dir Nachricht.“

Zum Dank küßte sie ihn zärtlich, so daß er wieder wie berauscht fortlief.

Gleich am nächsten Tag zog er die Erkundigung durch Jensen ein. Es war in der Tat so. Graf Krivolawoff hatte ein großes Bankdepot dort. Sofort teilte er das Ergebnis seiner Nachfrage durch einen Rohrpostbrief seiner Braut mit.

Und dann machte er sich daran, seine Schulden zu bezahlen, damit er, wenn man abreiste, ganz klaren Tisch hatte.

Als er Jensen den Tausendmarkschein zurückgab, war er ein wenig verlegen.

„Sapperment, sie haben wohl das große Los gewonnen?“ fragte der Freund treuherzig lachend.

Kurt erwiderte, daß er sich von der Mama habe Geld geben lassen, weil die Schulden ihn drückten und so weiter.

Sofort merkte Jensen, daß er die Wahrheit nicht erfuhr, und es tat ihm weh, daß der Freund nicht offen zu ihm war; dennoch schwieg er.

Auch seinen Schneider und die anderen kleinen Schulden bezahlte Kurt. Und als alles geregelt war, blieben ihm noch etwa tausend Mark übrig. Suerst

wollte er sie an Marinka zurückgeben, dann aber überlegte er, daß er nun doch öfter als sonst Gelegenheit zum Geldausgeben hätte, weil er vielleicht die Damen würde ausführen müssen, und so behielt er das Geld. Nun war ja schon alles gleich.

Ein lustiges Leben begann nun.

Jetzt, da es ja feststand, daß Kurt in wenigen Wochen mit seiner Marinka abdamphen würde, erlosch sein Interesse für das Geschäft vollständig. Nur rein mechanisch und oberflächlich verließ er seinen Dienst, und wenn ihm hier und da ein Fehler nachgewiesen wurde, lächelte er nur überlegen dazu — — — was kümmerte ihn noch dieser Frontdienst! — Auch pünktlich war er nicht mehr; manchmal kam er eine Stunde zu spät, manchmal erschien er überhaupt nicht.

Jensen erwartete ihn ein paarmal, aber auch dessen gutgemeinte Worte belächelte er nur.

Daheim bei ihm war man ebenso in Sorge.

Lucie hat ihn flehentlich, sein Leben zu ändern.

Er erwiderte ihr mit strahlender Miene, sie möge sich nur um ihre eigenen Sachen kümmern.

Und als endlich das Mämchen sich bittend an ihn wandte, da antwortete er fröhlich: „Nun, Mämmi, dir will ich's verraten. Ich mache mir aus der Stellung gar nichts mehr. Ich bin nämlich verlobt mit einer sehr reichen russischen Witwe, mit einer Gräfin. In wenigen Wochen machen wir schon Hochzeit. Dann erkläre ich dir alles; bis dahin muß ich schweigen. — Also gedulde dich ein wenig. Dann aber verendet ihr alle keine Not mehr leiden. Dafür will ich dann schon sorgen!“

Frau Luise, obgleich hochzufrieden, war aber doch ein wenig besorgt, denn die ganze Sache erschien ihr reichlich abenteuerlich, und so ertrabte sie, näheres zu erfahren. Er jedoch vertröstete sie lächelnd und umschmeichelte sie so lange, bis sie sich zufrieden gab.

* * *

Wie im Fluge schwand jetzt die Zeit dahin.

Ein Tag schöner als der andere.

Entweder war er bei ihr, lebte herrlich und in Freuden und man verstand die Zeit in tollen Liebesneckereien oder man besuchte Feste, Opern, Bälle, Theater und Konzerte. — Das Geld flog nur so dahin.

Ach, das war etwas für ihn! Da war er in seinem Element! Er war ja der geborene Lebemann, nur die Million hatte ihm bisher immer gefehlt. Nun konnte er endlich mal aus dem Vollen schöpfen.

Immer sah man ihn in Gesellschaft der beiden Damen, sehr bald wurde man darauf aufmerksam und es entstanden die tollsten Gerüchte.

Eines Abends, als sie wieder zu Dreien in der Oper gewesen waren, und die Gräfin durch ihre prunkvolle Toilette und durch die Pracht ihrer Brillanten alle Blicke auf sich gelenkt hatte, nahm Büchnitz den Freund und früheren Regimentskameraden ein wenig auf die Seite und zog ihn unauffällig in ein Gespräch.

„Hör mal, lieber Kurt“, begann er, „ich empfehle dir etwas mehr Vorsicht im Verkehr mit jener Dame dort.“

Kurt wurde blaß. —

„Was heißt das?“

„Ich weiß ja nicht, wie du mit der Dame stehst, aber ich kann dir nur noch einmal Vorsicht anempfehlen.“

Abend antwortete er: „Nun, denn die Dame ist meine Braut. Wir werden demnächst heiraten, worüber du aber vorerst noch Diskretion wahren wirst. Ich bitte dich also, mir rückhaltlos zu sagen, was du weißt!“

Büchnitz zwischelte nervös an seinem Värtchen. Endlich erwiderte er tastvoll: „Lieber Kurt, du mußt mich recht verstehen, — ich sagte dir eben nur, was man über jene Dame spricht.“

(Fortsetzung folgt.)

Palme und Palmsonntag.

(Zum 16. April.)

Dem Palmsonntag hat Goethe ein sehr hübsches und geistvolles Gedicht „Symbole“ gewidmet, das mit folgenden Versen beginnt:

„Im Vatikan bedient man sich
Palmsonntags echter Palmen,
Die Kardinal' beugen sich
Und singen alte Psalme,
Dieselben Psalmen singt man auch,
Dzweiglein in den Händen,
Wußt im Gebirg' zu diesem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;
Nur, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im geringsten zeige.“

In diesen wenigen Verszeilen wird uns auf das anschaulichste die Bedeutung der Palme als Wahrzeichen des Palmsonntags vor Augen geführt. Die Palme, richtiger gesagt, der Palmenzweig oder Palmwedel, spielte schon bei den alten Ägyptern und Israeliten als äußeres Zeichen der Freude und des Siegesjubiläums eine hervorragende Rolle. Wenn ein israelitischer König nach einem Siege feierlich in Jerusalem einzog, ging ihm die jubelnde Bevölkerung, Palmwedel in den Händen tragend, entgegen und streute Palmenzweige auf seiner Weg. Hieraus entwickelte sich auch die Palme als Friedenssymbol; der Friedensengel wird allgemein mit einem Palmenzweig in der Hand dargestellt. Als Symbol des Sieges wanderte die Palme von den orientalischen Völkern zu den Griechen und von diesen zu den Römern. Der Palmenzweig schmückte ebenso den Sieger in den olympischen Spielen der Griechen wie den siegreich aus der Schlacht zurückkehrenden römischen Feldherrn. Als Jesus Christus auf einer Eselin reitend zum letzten Male in Jerusalem einzog, hieß das Volk Zweige von den Bäumen und streute sie auf den Weg des Geilands. Die griechische Kirche setzte zur Erinnerung dieses Einzuges etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. einen besonderen Feiertag mit einer feierlichen Prozession ein, der die Einleitung zu der der Erinnerung an das Leiden und Sterben Christi gewidmeten Karwoche zu bilden hatte. Einem siegreichen Könige gleich war Christus in Jerusalem eingezogen; es lag daher sehr nahe, die Palme zum Symbol dieses Festes zu wählen. Die Feier ging samt der Prozession in die römische Kirche über. Das Fest wurde dort dominica in ramis palmarum (Sonntag der Palmenzweige) oder einfach dominica palmarum genannt; in Rom vollzog an diesem Tage der Papst selbst in sehr feierlicher Weise die Palmprozession, und unter seiner Teilnahme ging die Palmsonntagsprozession vor sich.

Mit dem Vorbringen des Christentums in die nördlichen Gegenden gingen auch die Palmsonntagsbräuche in diese über; da die Beschaffung der Palmzweige dort größere Schwierigkeiten bereite als in Italien, wählte man in den Alpen als Ersatzmittel dafür die Zweige der sog. Stechpalme, die von dieser Verwendung ihren Namen erhalten hat. In den übrigen katholischen Gegenden Deutschlands dienen zum Ersatz der Palmzweige die Röhren tragenden Zweige einer bestimmten Weidenart, die dieser Verwendung ihren Namen „Palmweide“ verdankt. Die samartigen, silbergrünen „Röhren“ sind die Blüten dieser Weide. Die einstige feierliche Palmsonntagsprozession in der katholischen Kirche, die gleich der Fronleichnamsprozession im Freien vor sich ging, wurde später auf einen Umgang in dem Schiff der Kirche selbst beschränkt. Bei dem auf den Umgang folgenden Hochamt wird als Evangelium die ganze Matthäus-Passion laut verlesen. Dabei umstehen die in der Kirche anwesenden Priester Palmzweige in den Händen tragend den Altar. Aus diesem Brauch hat sich nur allmählich die Sitte entwickelt, die Palme als Trauersymbol zu verwenden. Heute ist der Palmwedel überall, nicht bloß in der katholischen Kirche, das vorherrschende Trauersymbol. Die Palmsonntagsfeier in der katholischen Kirche bietet uns also den Schlüssel dafür, wie sich der Palmenzweig allmählich aus einem Zeichen der Freude in ein solches der Trauer wandeln konnte. In einigen Gegenden Westfalens vertreten Buchsbaumzweige am Palmsonntag die Stelle der Palmen; daher führt dort der Buchsbaum den Namen Palm. Mitunter belegt man mit diesem Namen sogar



Hoffnung und Erinnerung sind Rosen,
Von einem Stamme mit der Wirklichkeit,
Nur ohne Dornen.

Grillparzer.

Stangen, die oben mit den Zweigen von Buchs- und Lebensbaum geschmückt sind. Im Schwarzwald nennt man sogar große rote Kreuze, die am Palmsonntag vor den Häusern aufgestellt werden, Palmen. Daß in den übrigen Gegenden Deutschlands die mit Röhren geschmückten Weidenzweige als Palmen gebraucht werden, hat seinen Grund darin, daß die Palmweide eine der ersten Pflanzen ist, bei denen das Sprossen und Treiben des erwachenden Frühlings sich bemerkbar macht. Da in diesem Jahr Ostern auf einen sehr späten Termin fällt, könnten diesmal auch andere schon belaubte Zweige die Stelle der Palmen vertreten; gewöhnlich aber trifft ja das Osterfest und damit der Palmsonntag auf einen viel früheren Tag als in dem gegenwärtigen Jahre.



Aus der Kriegszeit.

Überlistung. Im Füsilier-Regiment Nr. 80 wurde eine Patrouille zusammengestellt, die den gegenüberliegenden feindlichen Truppenteil feststellen sollte. Vorgesetzter Hauptmann Wild aus Fußbach, Kreis Offenburg i. B., meldet sich dazu freiwillig. Es war der Patrouille schon öfters gelungen, an das feindliche Drahtgitter zu kommen und dort arbeitende Franzosen abzuschließen; durch das starke feindliche Infanteriefeuer wurde sie aber jedesmal daran verhindert, einen Toten zurückzubringen. Wild fertigte eine Gruppe an, die mit einer Fallvorrichtung versehen war. Mit dieser Figur ging er mehrmals abends vor den feindlichen Drahtverbau, doch bisher ohne Erfolg. Eines Abends ging er mit sechs Mann wieder hinaus und legte sich 100 Meter vor den feindlichen Drahtverbau. Nachdem er die Figur etwa eine Stunde ohne Erfolg bewegt hatte, ging er etwas weiter vor und stellte sie auf eine kleine Anhöhe. Dies mußten die Franzosen bemerkt haben, denn sie gingen jetzt in Zugstärke im Halbkreis vor, um die Patrouille einzukreisen. Wild legte die Figur neben sich und wollte mit seinem Seitengewehr ein Loch in die Erde graben, um sie darin aufzustellen. Da bemerkte er in einer Entfernung von etwa drei Metern eine französische Patrouille von drei Mann. In demselben Augenblick gingen auch schon zwei Schutz durch die soeben aufgestellte Puppe. Wild ließ sie sofort umfallen. Die Franzosen, in dem Glauben, einen Deutschen erschossen zu haben, stürzten sich nun zu Dritt auf die Puppe. Wild nahm seinen Revolver und tötete den ersten Mann durch Kopfschuß. Inzwischen war es höchste Zeit für die Patrouille geworden, zurückzugehen, denn die Franzosen hatten sie fast vollständig eingekreist. Wild schnitt dem Gefallenen den Mantelstrapsen ab, nahm seine Puppe unter den Arm und zog sich mit seinen Leuten so schnell als möglich zurück. Es gelang ihnen, ohne Verluste in die eigene Stellung zurückzukehren. Auf dem Mantelstrapsen war die feindliche Regimentsnummer. Der Auftrag war somit erfüllt und der gegenüberliegende feindliche Truppenteil festgestellt.

Die Kriegsnöte in den englischen Fischerbüchern. Unter allen Gewerben, die in dem früher seiner unbedingten Wohlfahrt so sicheren Albion nunmehr empfindlich unter dem Kriege zu leiden haben, ist die Fischerei am schlimmsten daran. Viele Tausende an den Küsten Englands leben von der Tiefseefischerei, die sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter vererbt. Denn auch die Mädchen und Frauen nahmen an dieser Arbeit regen Anteil: die jungen Mädchen fuhren bei den Heringszügen mit, und die übliche Weiblichkeit war mit dem Herstellen von Netzen, dem Trocknen der Fische und den verschiedensten laufenden Ausbesserungsarbeiten beschäftigt. Heute aber ist — wie die Schilderungen in englischen Mäthern selbst zugeben — die englische Tiefseefischerei zu einem vollkommenen Stillstand gelangt. Mit Ausnahme einiger ganz weniger Vaskeleute, die sich ab und zu nach den Doggerbanks wagen, ist der ganzen Fischereibevölkerung ihr bisheriger Erwerb entzogen. Die meisten und gerade die tüchtigsten Fischer stehen im Dienste der Flotte, der Patrouillenboote und Minensucher. Da für diese Seefahrer keinerlei Altersgrenze festgesetzt wurde, findet man unter solchen Mannschaften Araber und Weiße, und es gibt Dörfer, die ihrer ganzen männlichen Bevölkerung, vom Großvater bis zum Enkel, entblüht sind. Zwar sind diese Fischer selbst versorgt, umso schlimmer aber steht es um ihre des männlichen Bestandes beraubten Frauen und Töchter. Da auch kleine Arbeiten, wie das Aufschneiden von Tiegeln und

das Verfertigen von Netzen, jetzt überflüssig und darum alles eher als gewinnbringend sind, leben viele dieser halberlassenen Fischergemeinden in bitterster Not. Die großen Entfernungen von den Industriestädten machen auch eine Heranziehung der Frauen und Mädchen zur Arbeit in den Munitionswerkstätten außerordentlich umständlich und selten, so daß die Frage der Versorgung der englischen Küstenbewohner mit dem Notwendigsten sich zu einem Problem auswächst, das die Regierung bisher in keiner Weise zu lösen vermochte.

Wells europäische Zukunftsarte. Man entnimmt sich noch der phantastischen Zukunftsarten von Europa, die im ersten Kriegsjahre in Frankreich und England in Hunderttausenden von Exemplaren in den Handel gebracht wurden. Phantasievolle und prophetisch veranlagte Entente-Kartenzeichner hatten es mit mehr Überhebung als Gewissenhaftigkeit übernommen, die Zukunftssträume der Alliierten wenigstens auf der Karte zu verwirklichen. Und diese Karten waren wahrhaftig selbstsam genug. Rußland beherrschte darauf den um Konstantinopel gelagerten Teil der Türkei und die Dardanellen sowie Ostpreußen und Schlesien inklusive Breslau. Auf dem Balkan erstreckte sich nach dem Osten weit über den Rhein, Italien reichte in Österreich bis an die äußerste Grenze von Kroatien. Die Zentralmächte aber bildeten inmitten dieses geographischen Entente-Bachanals ein mähiges, auf allen Seiten von Feinden umgrenztes Fleckchen. Seit den Tagen, in denen der biedere französische und englische Spiegbürger mit Stolz und Bönne diese etwas verfrühten Karten studierte, hat sich das Weltbild in Wirklichkeit ungefähr in entgegengesetzter Weise geändert. Darum erscheint es von besonderer Interesse, die neue Zukunftsarte zu betrachten, die der bekannte englische Schriftsteller H. G. Wells in englischen und französischen Mäthern zu schildern unternimmt. Wells, der seinerzeit selbst an der Spitze der Verkünder des „neuen Europa“ war, beginnt mit einer bemerkenswert kleinmütigen und bescheidenen Einleitung. „Die zukünftige Karte Europas zu bestimmen“, erklärt der höchst vorsichtig gewordene Prophet, „ist im Grunde eine wahnsinnige Spekulation. Wir müssen heute zugeben, daß die Einzelheiten des Kriegsendes durchaus unsicher sind; immerhin dürfen wir aber die großen allgemeinen Linien entwerfen. Wir werden vielleicht alle zum Schluß bleich und schwachend sein, wir werden vielleicht alle am Boden liegen, aber ich hoffe, daß dies für Deutschland zuerst eintreten wird. Das soll nicht heißen, daß Deutschland sich bedingungslos ergeben müsse, aber wir wollen hoffen, daß es sich in einen Handel zwang einlassen müssen.“ Für einen Mann, der wie Wells noch vor einigen Monaten von der bedingungslosen Zerschmetterung Deutschlands sprach, sind diese Worte ein Zugeständnis, das den Engländern und Franzosen zu denken geben sollte! Wie unsicher Wells sich der dauernden Treue Japans und Italiens gegenüber fühlt, geht aus den folgenden Bemerkungen hervor: „Wenn Frankreich, England und Rußland sich Deutschland gegenüber an den Verhandlungstisch setzen, erscheint es wahrscheinlich, daß auch Japan auf ihrer Seite zur Stelle sein wird. Auch Italien wird vertreten sein, doch — fürchte ich — in einem etwas zu eigenmächtig auf seine persönlichen Wünsche gestellten Geiste. Auch die Vereinigten Staaten könnten eine bedeutsame Rolle spielen; aber ich fürchte, daß sie sich niemals zu einer Einmischung entschließen werden.“ Dieser Stimmung entsprechend, bietet die von Wells entworfene europäische Karte einen weitaus weniger stolzen Anblick als ihre verdorrten Vorgängerinnen. Belgien muß wiederhergestellt werden und deutscherseits bis noch Nachen reichen. Die belgisch-französische-deutsche Grenze muß aus einem Netz von Schlingengraben und Befestigungen bestehen. Allerdings ist dies nur möglich, wenn Frankreich einen vollen Sieg erringt. Viel ungewisser erscheint die Frage, wie die Grenze im östlichen Europa verlaufen soll. Entweder Polen hat aufgehört, Rußland zu gehören, oder aber das russische Polen reicht bis Posen. Um diese Frage endgültig zu entscheiden, müßte man wissen, ob Rußland oder Deutschland stärker aus dem Streit hervorgeht. Unbedingt soll und muß Rußland Konstantinopel und die Dardanellen haben. Und Italien soll das Trentino und Kroatien besitzen. Man sieht, die Siegeszuversicht des Herrn Wells, die einst grenzenlos war, ist heute überhaupt nicht mehr vorhanden. Seine Karte besteht nur aus Goll, Müß und Hoffnung, und die Möglichkeit einer Übermacht Deutschlands wird trotz aller Stillküstchen zugegeben. O Wells, wie hast du dich verändert! . . .

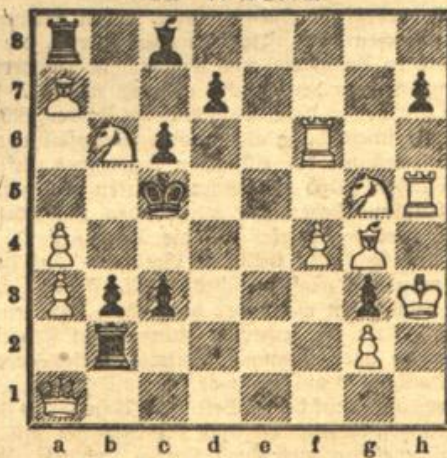
Schach

Alle die Schachbecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbaden, 16. April 1916.

Aufgaben.

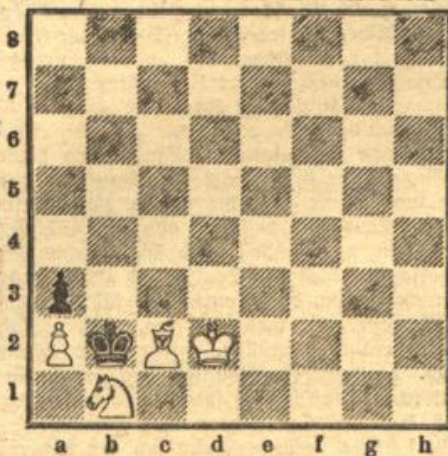
444. V. Marin.



Matt in 2 Zügen.

Für einen Zweizüger ein recht schwieriges Problem.

445. Theodor Bode in Wiesbaden.



Matt in 5 Zügen.

Eine leichte, aber ganz gefällige Aufgabe.

Partie 162. (Damenbauernspiel.)

Weiß: Lovas. Schwarz: Asztalos.

- | | | | |
|-----------|--------|--------------|---------------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 10. Sf3—e5 | Tf8—d8 |
| 2. Lc1—f4 | c7—c5 | 11. Sd2—f3 | Ld7—e8 |
| 3. e2—e3 | e7—e6 | 12. Sf3—g5 | h7—h6 ¹⁾ |
| 4. c2—c3 | Sb8—c6 | 13. Ld3—h7+1 | Kg8—f8 |
| 5. Sbl—d2 | Dd8—b6 | 14. Se5—g6+1 | f7×g6 |
| 6. Dd1—b1 | Lc8—d7 | 15. Sg5×e6+1 | Kf8—f7 |
| 7. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 16. Db1×g6+ | Kf7×e6 |
| 8. Lf1—d3 | Lf8—e7 | 17. Lh7—g8+ | |
| 9. 0—0 | 0—0 | | aufgegeben. |

¹⁾ Naheliegend, aber verhängnisvoll. Richtig war g7—g6 nebst Rückentwicklung des Le7 über f8 nach g7.

Auflösungen.

Nr. 439 (3 Züge). 1. Lg4, T×g4 2. Dh4! 1. . . .
2. 8×g7+. Eine schöne und nicht ganz leichte Aufgabe.
Nr. 440 (2 Züge). 1. Da1.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., F. C., J. K., R. St., A. Dl. und K. H. B., sämtlich in Wiesbaden.

Briefkasten. Unteroff. K., hier. Sie irren. Die Aufgabe 433 ist richtig. Auf 1. . . . Tc6×d6 setzt Weiß mit Db5×c4 matt. — Th. B. Die Aufgaben Nr. 1, 2, 4 und 5 sollten gelegentlich gebracht werden. Nr. 3 hat zu viel Figuren für die einfache Idee. Besten Dank.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



(Von jedem Bildzeichen gilt nur der Anfangsbuchstaben.
Die Vokale sind zu ergänzen.)

Rätsel.

Es nennt sich eng und ist doch weit,
Es schluckte in sich l nge Zeit
Was seinem gler'gen Blick sich bot.
Doch was es schluckte, ist noch nicht ganz tot.
Wird es mit Macht sich aufwärts ringen,
Kann leicht den Wanst es bis zum Platzen bringen.

Diamanträtsel.



1—2 Gewand, 2—3 Hausgerät, 3—4 Mädchenname, aus einer Wagnerschen Oper bekannt, 4—5 Schulgerät und Möbelstück. 1—3 Blume, 5—3 Gestein.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 169.

Bilderrätsel: Zigeunerbande. — Reiherrätsel: Italien, England. — Diamanträtsel: B, Bai, Ratte, Strauch, Bataillon Mailand, Maler, Rom, n. Bataillon. — Kavalleristen-Scherz: Ein Ulan ging ins Bad, daraus wurde Bauland (Ba—Ulan—d.)

Für die Kinder.

Die Auflösung der „Knacksuß“ in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ des Wiesbadener Tagblatts ist folgende. Die sieben Gewichte, mit denen der Kaufmann Schmidt jede mögliche Anzahl Pfunde von 1—127 abwägen konnte, waren 1, 2, 4, 8, 16, 32 und 64 Pfund schwer. Dies haben herausgefunden: Willi Bautz, Walter Braun, Ludwig Dudensing, Alfred Hahn, Fritz Herrlein, Adam, Ernst und Heini Kraft, Paul Kuhn, Heinrich Mai, Wolfgang Cord Pagenstecher, Richard, Rosa, Thildchen Ramtow, H. Schäfer, Paul und Tilli Schlemmer, Reinhard Wiskemann, Röschen Werner, Lorenz Welkammer, Walter Wels und Haas Wolff, sämtlich in Wiesbaden, sowie Emil Betz in Dotzheim, W. Deichsel in Rierstadt (die Knacksuß soll gelegentlich gebracht werden), Rudi Borkowsky und J. Sch. in Biebrich a. Rh. — Der Kaufmann Schmidt hätte aber auch mit sieben anderen Gewichten, z. B. 1, 3, 5, 13, 25, 30 und 50 Pfund, oder 1, 2, 4, 10, 20, 40, 50 Pfund, jede mögliche Anzahl ganzer Pfunde von 1—127 abwägen können; er hätte dann nur nötig gehabt, das Zuviel auf der einen Wagschale durch ein entsprechendes Gegengewicht auf der andern auszugleichen. In dieser Weise wurde die Aufgabe von Richard Binter, Karl Bleichenbach, Otto Bach, Franz Hofmann, Heinz Harig, Hermann und Max Kamenetzky, Nazi, Walter Peisker, Fritz Reinach, Bruno Schmitz und Friedrich Steinhäuser in Wiesbaden, sowie Lieschen und Martin Rieser in Auringen, Willi Stemmler, Adolf Göbel, Heinrich Althen, Karl Schück, Kurt Schmicking und Karl Brauer in Igstadt gelöst. Einige Löser hatten die sieben Gewichte so bemessen, daß insgesamt 132 und mehr herauskamen.

Die „Knacksuß“ in der vorletzten Nummer der „Kinder-Zeitung“ haben außer den bereits vor vierzehn Tagen erwähnten Lösern noch richtig gelöst: Röschen Werner in Wiesbaden, Olga Teig in Bierstadt, einige Wiesbadener der 11. Komp. des Inf.-Regts. 186 und G. Bm., zum Zeit im Felde.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1916.



Neroberg bei Sonnenaufgang.

Die Sonne will sich majestätisch heben,
Von märchenschönem, farb'gem Duft getragen.
Fünf gold'ne Kuppeln sah ich leuchtend ragen,
Zu Verges Füßen schmiegen sich die Nebel.

Welch froh geheimnisvolles, frühes Wehen!
Wie quillt das Grün! Wie perkelt der Ansel Schlagen!
Wie lausch ich gar mit fröhlichem Behagen
Dem oft gescholt'nen, ledern Sperlingsleben!

Nun fluten weit des Lichtmeers gold'ne Wogen,
Der Wald ist Feuer, und die Kuppeln sprühen,
Aus allen Fenstern schlägt die Flammenlohe!

Des Triumphators Wagen kommt gezogen,
Zerteilt die Brandung, läßt sie höher glühen.
„Ave!“ jauchzt ihm der Berg, der frühlingsfrohe.

D. Schoenbrod.

Jan Tambur.

Von Cyriel Dugge.

Genehmigte Übersetzung von Ahea Sternberg.

Frage den Erstbesten im Dorf, wer Jan Tambur ist, und er wird dir antworten: ein Trunkenbold, der im Rausch sein Hausgerät zerschlägt und Frau und Kinder mißhandelt.

Er ist Schuhmacher von Beruf. Er wohnt in dem kleinen Giebelhäuschen mitten an der großen Dorfstraße, gerade gegenüber der Gasse, wo einige arme Familien hausen und wo auch ganz am Ende, die Gasse abschließend, der staubstumme Schneider wohnt.

Der Fußboden von Jan's Häuschen liegt tiefer als die Straße. Drinnen riecht es stark nach Pech und Leder, und überall an den Wänden hängen große und kleine, schwarze, braune und gelbe drollig geschnittene und gefleckte Lederlappen, von denen einige noch etwas von den Körperformen der Tiere bewahrt haben, aus deren Fell sie geschnitten sind. Vor dem kleinteiligen, bleigefärbten linken Fenster sind die farbigen Stiefel, Schuhe und Pantoffel verlockend glänzend zum Verkauf ausgestellt. Vor dem rechten Fensterchen sitzt Jan Tambur bei seiner Arbeit.

Sein ganzes Werkzeug liegt auf der breiten Fensterbank und dem Arbeitstisch um ihn her. Er schneidet, sticht, näht und klopft, den Kopf über die Arbeit gebeugt, mit schnellen, gewandten Bewegungen. An der rechten Wand hängen zwischen dem Leder Käfige mit verschiedenen Vögeln: ein Fint, ein Reig, zwei Kanarienvögel, zwei Stare und eine Drossel. Auf der Fensterbank hüpfst flatternd zwischen allerlei Gerätschaften, Glasscherben und Lederknipseln eine zahme Dohle frei herum.

Jan Tambur ist etwa sechzig Jahre alt, er ist hager und von kleiner Gestalt, das Gesicht voll tiefer Runzeln, mit scharfer Nase und schlauen, durchtriebenen, hellblauen Augen. Sein Kopf erinnert an einen Vogelkopf, und während er sich über seine Arbeit neigt und der schwer herabhängende graue Schnurrbart den Mund fast ganz verbirgt, scheint er beständig ein leises Vogelgelied zu flöten. Die Tiere um ihn her sind alle seine guten Freunde, und ich glaube, daß er ihre Sprache versteht. Ab und zu schwagt das eine oder andere in seinem Korb oder Käfig etwas, dann sieht der fleißige Jan verständnisvoll von seiner Arbeit auf und antwortet. Mit der Dohle steht

er auf besonders intinem Verkehrsfuß. Spricht er sie an, so lauscht sie aufmerksam mit zur Seite geneigtem Kopf, und eine tiefe Intelligenz leuchtet aus ihren runden Augen.

Neben ihm im Winkel steht im Bereich der Hand sein langes, hölzernes Blasrohr. Damit geht er wohl manchmal Sonntags aufs Feld oder in den Wald, um Vögel zu schießen. Er schießt sie nicht etwa tot, er betäubt sie nur mit kleinen weichen Kugeln. So hat er seine beiden Stare und die Dohle gefangen. So amüsiert er sich auch ab und zu, indem er auf die Straße hinauschießt. In einem der Scheiben seines Arbeitsfensters ist ein kleines Loch. Es ist mit einem Stückchen hellen Leders verhängt, und niemand kann es von draußen sehen. Ist er in spaziger Laune — und das passiert gar oft — so nimmt er das Lederchen fort, legt sein Blasrohr an und pustet eine Kugel auf die Straße.

Seine Zielpunkte sind verschieden. Bald sind es ein paar Frauen, die endlos lange vor der Tür stehen und schwagen, bald eine Schar Jungen, die in dem Kinnstein spielen, bald eine Alte, die mit Mühe ihren Schubarren fortschiebt. Ganz unerwartet pufft das weiße Kugelchen auf ihre Hand oder ihre Wade, ein Angstschrei ertönt, erschrockene Augen bliden auf, und niemand kann sich vorstellen, woher das wohl gekommen sein mag. Denn niemand denkt an Jan Tambur, der wieder fleißig an seinem Fenster sitzt und an seinem Stiefel herumhämmer.

Doch seine beiden vornehmsten Opfer, mit denen er schon seit Jahren seinen Spaß treibt, sind der taubstumme Schneider geradeüber und der Hund des Herrn Pfarrers, der zwei- oder dreimal wöchentlich mit dem Mädchen da vorbeikommt.

Bei warmem Wetter sitzt der Schneider am weit offenen Fenster, mit gekreuzten Beinen arbeitend, auf seinem großen Tisch. Es scheint ihm in seinem kleinen Zimmer stets zu warm zu sein, denn er sitzt immer mit offenem Mund und entblößter Brust.

Leise lächelnd beobachtet ihn Jan eine Weile, um den günstigen Moment abzuwarten. Da ist er. Der Taubstumme legt die Arbeit nieder und streckt sich, um einen Augenblick aufzuatmen. Schnell fährt Jan auf, legt an und pff! Da fliegt das Kugelchen.

Wie unter einem plötzlichen Reitschneib fährt der Schneider empor und beginnt in seinem schönen, langen Bart und auf der behaarten Brust während zu suchen. Unter wilden Gebärden scheint er laut rufen zu wollen und zeigt seiner ängstlich herbeieilenden Frau dann den schmutzigen Ton, den er unter fragenhaften Grimassen aus dem Bart holt.

Jan duckt sich lauernd hinter seinen Arbeitstisch, und wird das Fenster drüben nicht gleich geschlossen, so fliegt schnell eine zweite Kugel hinüber, und der Schneider gebärdet sich nun noch wilder. Er springt vom Tisch, läuft mit seiner Frau vor die Tür, gukt unruhig und mißtrauisch in die Luft und auf die Nachbarhäuser, während Jan stillvergütet sein Blasrohr wegsetzt und pfeisend wieder an die Arbeit geht.

Und dann mit des Pfarrers Hund:

Dieser begleitet die alte Magd, wenn sie da in der Nähe ihre Einkäufe macht. Eine altmodische, schwarz-wollene Haube auf dem Kopf, den Korb am Arm, geht sie hinkend mit schaukelnden Bewegungen vorbei. Einige Schritte hinterher kommt Mouton, ein schwarzer, kleiner Pudel.

Jan läßt die Magd ungestört vorbei; doch da plötzlich ein scharfes Gelläuf, und wie ein Pfeil schießt der Hund der alten Magd in die Hacken, daß sie mit einem Angstschrei auf ihren unsicheren Beinen zu schwanken be-

giunt. Was ist das nun wieder! Fast immer, wenn sie hier vorbeikommt, kläfft der Hund plötzlich los und springt ihr an die Beine! Sie streichelt das Tier und untersucht es mit Hilfe einiger anderer Frauen, die neugierig herzugekommen sind. . . . Nichts ist zu finden. Vielleicht ist's rheumatisch, der Hund wird ja schon alt. Und sie geht weiter.

Aber als sie zurückkommt, wird's noch viel schlimmer mit dem Hund. Er ist nicht bei der Gasse vorbei zu bringen. Er läuft bis zum Eckhaus und bleibt dann auf einmal unbeweglich stehen, den runden, schwarzen Kottelkopf, in dem man die Augen nicht sieht, gleichsam fragend auf die Magd gerichtet.

„Mouton, Mouton, komm hierher!“ ruft sie ermunternd.

Aber Mouton rührt sich nicht. Sein Kopf neigt sich zur Seite, nach Jans Fenster, als fühle er instinktiv, daß daher das Übel kommt.

Jan hat sich hinter der Fensterbank verkrochen und kann sich vor Lachen nicht halten: Er krümmt sich und plätsch schließlich dumpf heraus, daß seine Frau und seine beiden Töchter, die im Nebenzimmerchen schneidern und Hüte garnieren, herzukommen, um zu sehen, was es gibt.

„Bist Du schon wieder dabei?“ fragt die Frau halb lachend, halb vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd. Aber das Gesicht des argwöhnischen Pudels jenseits der Straße und das fruchtlose Bemühen der Magd sind so komisch, daß auch die drei Frauen nur gewaltsam ein lautes Lachen unterdrücken.

„Ach, na, so was! Sich so zu fürchten!“ ruft die Magd wütend und will Mouton gewaltsam mitschleppen.

Da nimmt er plötzlich einen Anlauf, und angstvoll bellend und zitternd fliegt er an der Gasse vorbei.

Warum nennen sie nun Jan Tambur einen Trunkenbold? Sein eigentlicher Name ist Jan van de Wiele, Tambour wurde er genannt, weil er der Trommelschläger in der Dorfskapelle ist.

Am Neujahrstage, zur Kirmes und am Tage der heiligen Cäcilia hat Jan seine einzigen Feier- und Ausgungstage im ganzen Jahre. Stolz die Trommel schlagend, schreitet er dann zunächst dem Fahrenträger an der Spitze des Bläserkorps.

Für nichts in der Welt hätte er diese Ausflüge preisgegeben. Keine menschliche Macht hätte ihn an diesen Tagen an dem Arbeitstisch gehalten. Mit den Musikanten besuchte er dann die zahlreichen Schenken des Dorfes und goß mit ihnen manchen Schluck hinter die Binde. Schnell befand er sich dann stets in einem Zustand des Rausches und der Erregung und der Speltakel begann: ein gewaltiges Lärmen, Reifen, Heulen, Schreien, alles öffentlich, mitten auf der Straße, so arg, daß man ihm oft Trommel und Schlägel fortnehmen und ihn nach Hause treiben mußte. Da wurde das Gepolter dann hinter verschlossenen Türen fortgesetzt, während das Volk horchend und schimpfend am Fenster stand. Frau und Töchter flehten und drohten abwechselnd, Jan stand wie ein Narrischer und widersehte sich; es war ein betäubender Lärm, und endlich kam unter Geschrei und dumpf dröhnenden Schlägen die Überraschung, bei der nicht, wie hinterher im Dorfe erzählt wurde, Frau und Töchter die Schläge bekamen, sondern Jan sie von den wütenden Frauen hinnehmen mußte.

Einmal habe ich ihn einen Tag nach solch einer Ausschweifung in seinem Häuschen aufgesucht. Wie gewöhnlich saß er bei seiner Arbeit, aber über dem linken Auge hatte er einen großen, blautrot-grünen Fleck, und an den verfrähten Gesichtern der Frauen merkte ich, daß das Unwetter noch immer in der Luft lag.

„Aber, Jan“, fragte ich in freundschaftlichem Tone, „warum trinken Sie nur so viel, sobald Sie einmal ausgehen?“

Er zog die Lippen rund, als wollte er ein Riedchen pfeifen, sah mit scharf lauerndem Blick nach dem Schneider hinüber und antwortete halblaut:

„Sie werden's mir gar nicht glauben, Herr, aber ich will Ihnen mal was sagen. Ich hab' gestern wieder getobt, nicht wahr? Na, wissen Sie, was ich getrunken habe? Alles zusammen vier Schnäpse und drei Schnitt den ganzen Tag. Aber ich hab nicht dazu gegessen. — Wollen Sie wissen, was mich betrunken macht? . . . Nicht das Bier und nicht der Schnaps, die freie Luft. — Ich fühl's gleich, wenn ich rauskomme. Ich sitze hier tagaus, tagein, und sobald ich rauskomme, bin ich betäubt. Ein

oder zwei Gläschen, und ich bin weg! Aber das schadet mir nichts, Herr. Ich brauch' das so ab und zu für meine Gesundheit. Das hält mir den Doktor aus dem Haus.“

Ich mußte lachen. Die Vögel begannen in ihren Käfigen zu piepsen, und die Dohle schlug mit Fuß und Schnabel gegen die Stäbe.

„Was erzählt ihr euch?“ rief Jan schalkhaft. „Was? Daß ich gestern wieder besoffen war? 's ist wahr. Aber schweigen! Nicht im Dorf darüber reden!“

„Aber wissen Sie, was das Ärgerlichste ist, Herr?“ schloß er seine Erwägungen, „jeder im Dorfe sagt, daß ich ein Trunkenbold bin, weil sie mich immer so sehen, wenn ich auf der Straße bin. Aber der da, der Tambur, sitzt ganze Tage betrunken auf seinem Tisch, ohne daß es jemand weiß.“

„Ach was“, sagte ich ungläubig.

„So wahr ich hier sitze, Herr!“ rief Jan, plötzlich laut lachend. „Sehen Sie, heut ist's doch nicht gerade warm, nicht wahr? Und er sitzt wieder am offenen Fenster, weil er's nicht aushalten kann vor all dem Spiritus, der ihm im Leib brennt. Aber passen Sie auf, er soll's bald wieder zumachen!“

Er sprang auf, schob das Stückchen Leder von dem Hock im Fenster fort, nahm sein Blasrohr aus der Ecke und bläute sich lauernd.

Doch im selben Augenblick ging die kleine Tür auf, und ärgerlich trat seine Frau ein.

„Hoho, das Ding aus den Pfoten!“ kreischte sie wütend.

Was? Warum?“ fragte Jan scheinbar höchlichst erstaunt.

„Ich wollte dem Herrn mal zeigen, wie das innen gemacht wird.“

„Aus den Pfoten, sag ich Dir“, schrie die Frau. Und mit Gewalt riß sie ihm das Rohr aus der Hand.

„Amen!“ sagte Jan ruhig und begann wieder auf seinen Beinen zu klopfen.

Wilhelm Kobelt

† 26. März 1916.

(Einem nassauischen Heimatforscher zum Gedächtnis.)*

Mitten im erwachenden Frühling hat eine jener reichen harmonischen Naturen, wie sie nur selten heranreifen in unserer bewegten Gegenwart, ihr Leben beschlossen: Prof. Wilhelm Kobelt in Schwanheim a. M. Die natürliche Elastizität seines Gangs, die noch vor wenigen Wochen den Besuchern Schwanheims auffiel, war nur der äußere Ausdruck einer weitangelegten harmonischen Persönlichkeit, die mit gleichem Geschick als Arzt, Naturforscher und Volkserzieher mehr als ein halbes Jahrhundert wirkte.

In jungen Jahren schuf er bereits seine in den Jahrbüchern des Nassauischen Vereins für Naturkunde erschienene nassauische Molluskenfauna, die nur ein Glied einer reichen Kette von Veröffentlichungen auf diesem Gebiet war. Spätere Jahre waren fruchtbarster Forschungstätigkeit vor allem im Gebiete des Mittelmeers gewidmet. Die reiseren Jahre gaben ihn wieder ganz seiner westdeutschen Heimat wieder.

Eines der bedeutendsten geographischen Probleme des westdeutschen Bodens, die Entstehungsgeschichte des Rheintals, das erst die jüngste Gegenwart gelöst hat, hatte Kobelts Scharfsinn bereits ein Jahrzehnt vorher mit freilich etwas abweichendem Ergebnis erschlossen, und zwar auf dem wenig begangenen Wege tiergeographischer Forschung. In seichten ruhigen Buchten des Stroms und seiner Nebenflüsse leben große Flußmuscheln (Unionen). Die Unmöglichkeit selbständiger Wanderung dieser unbeweglichen Tiere, oder ihrer Verschleppung durch Wasservögel begünstigen die Herausbildung eigenartiger, durch Form und Färbung ausgezeichneter Lokalarten in jedem Flußgebiet. Indem Kobelt zeigte, daß Ober-, Mittel- und Niederrhein mehrere ganz verschiedene Muschelformen aufweisen, und weiterhin zur größten Überraschung diese Formen auch in mehreren benachbarten Flußsystemen,

*) Anlässlich des 70. Geburtstages Kobelts veröffentlichten wir eine umfangreiche Würdigung seiner vielseitigen Persönlichkeit aus der Feder des inzwischen ebenfalls verstorbenen Geschäftsführers des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung Georg Volk. Unsere Leser finden den betreffenden Artikel in Nr. 8. Jahrgang 1910. des Landboten. D. Schriftl.

Donau, Rhone, Saône, ja sogar den englischen Flüssen wiederstand, gelangte er zu dem verblüffenden Ergebnis, daß der heutige Rheinstrom aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist, die ganz verschiedenen älteren Flußsystemen entstammen, und daß er gemeinschaftlich mit seinen englischen Strömen weit nördlich der Doggerbank in den Atlantischen Ozean mündete.

W. Kobbelt war ein Heimatforscher, grade das macht den Abschied so schwer; und das doppelt in einer Zeit, wo kaum ein Gebiet so darniederliegt wie die Erforschung der eignen Scholle, wo wir über eingehende geographische Landeskunden einer Provinz Innerafrika oder Hochasiens verfügen, aber wo wir vergebens nach einer Darstellung der Heimat Erde Umschau halten, die uns über Natur und Bewohner Aufschluß gäbe und uns mehr böte als das nichtsagende farblose Gerede sogenannter Heimatstuden.

Vielseitiges Interesse und erfolgreiche Eigenarbeit auf vielen naturwissenschaftlichen und volkstümlichen Einzelgebieten, dazu enge Vertrautheit mit allen heimischen Verhältnissen, aber nicht zuletzt auch die natürliche Weite seines weitergeführten Forscherblicks hatten ihn befähigt, auf kleinem Raum eine gewisse Vollständigkeit und Abrundung zu erreichen. Die Untermaingegend um Schwannheim mit ihren frühgeschichtlichen Funden, ihrer reichen Vergangenheit im Lichte der nachbarlichen alten Reichsstadt, zuletzt die kleinen Reste einer noch kaum berührten Natur inmitten der Mainwäldungen, waren das enge Gebiet, dessen Schätze er hob oder vor Vernichtung schützte. Seine letzte heimatkundliche Monographie ist eine Darstellung des Schwannheimer Waldes in geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Beziehung. Das Schwannheimer Heimatmuseum aber, zu dem Kobbelt manches Stück von alten Schwannheimer Dachböden selbst herabgeholt hat, wird sein bleibendstes Denkmal sein. Karl Burf.

Die nassauische Seenplatte.

Von Georg Koebler.

Hoch droben im nordwestlichsten Teile des mittleren Westerwaldes, von wo der Blick schon hinüberschweift nach den Rheingebirgen, glitzern und glänzen die Fluten stiller, schilfumsaumter Teiche und Weiher. Die Berggruppen des Hochlands sind nicht mehr allein aus Basalt gebildet, hier geht das glasige Gefüge dieses Kalkgesteins schon mehr in den grobkörnigen, tuffigen, dem Basalt aber nahe verwandten Trachyt über. Statt der fuchsbiden, langen, blauschwarzen Basaltssäulen finden wir an den angeschnittenen Bergköpfen mächtige Blöcke von hellerer Farbe vor. Ihre Form ist manchmal die gleiche wie beim Basalt: regelmäßige, fünf- und sechseckige Prismen; aber ihre Durchmesser haben bedeutend zugenommen, und zwei Meter dicke Pfeiler, welche oft frei dastehen wie mächtige Giebstöcke verschwundener Riesentore, sind keine Seltenheit.

Auch die Verwendungsart des Trachyts ist ausgebeutet wie die des Basalts. Statt nur Pflastersteine, werden in zahlreichen Bruchanlagen hier Treppentufen, Grabsteine, Einfassungen, Brunnenbecken ausgearbeitet, und während der Basalt seiner Wasserhaltigkeit wegen als Baustein für Wohnungen geradezu unbrauchbar ist, liefert der viel lockerere Trachyt gute Bausteine und vermöge seiner großen Platten und Blöcke auch vorzügliche Bausteine für Herrschaftshäuser, Erbsen für Sandsteine und Granite.

Daneben finden sich hochwertige Quarzitbänke, deren hartes Gestein zur Herstellung von feuerfesten Steinen und Steinwaren verwendet wird. Meist ist der Quarzit von Ton begleitet, und dieser hat die Ansammlung der vielen kleinen und großen stehenden Gewässer begünstigt. Zwischen den Basaltaufwerfungen, die, Kuppen bildend, über die ganze Hochfläche verteilt sind, sind abflußlose oder nahezu abflußlose Mulden und Einsenkungen entstanden: weite Sammelbecken für die niedergehenden Tagwässer der Umgegend. Der tonige Untergrund verhindert jedes Eindringen der Risse in die Tiefe, und so sind, über weite Teile des Westerwaldes verbreitet, sumpfige, moorige, moosige und torfige Bänke entstanden, die hier oben erhebliche Größe angenommen haben und durch reichliches Wasser zu weiten Teichen, zu „Seen“ und Weihern geworden sind. Ihre von Tagwässern gebildeten Fluten, frei von kalten Grundquellen, ermöglichen in diesen An-

sammlungen einen reichen Fischbestand, und so sind schon vor langen, langen Jahren diese Teiche nutzbar gemacht und mit Fischen besetzt worden.

Der größte aller dieser Teiche und zugleich das größte stehende Gewässer Nassaus ist der „Dreifeldener Weiher“, zwischen den Dörfern Dreifelden und Seeburg und unweit des großen uralten Dorfes Wölferlingen.

Dreifelden, an der Ostseite des großen Weihers gelegen, ist überragt von dem starken viereckigen, mit wuchtigem Spitzdach versehenen Turm der evangelischen alten Dreifaltigkeitskirche. Sie gab der Niederlassung einst den Namen. Auf sehr hohes Alter deutet schon das halbkreisförmige, im Turm ausgebaute Chor (Apsis). Größere Umbauten oder wenigstens Ausbesserungen scheinen früher stattgefunden zu haben, das vereinzelte gotische Fenster an der Seitenwand läßt schon allein darauf schließen. Im Fuße der einfachen hölzernen Kanzel findet sich eingegraben die Jahreszahl 1699. Alter sind die Glocken. In gotischen Schriftzeichen fügen sich um den Fries die Sprüche, dazwischen durch sind niedliche Reliefbildchen, Darstellungen aus der heiligen Schrift eingeschaltet.

Wölferlingen heißt das Dorf südlich des Weihers. Der Ort zeigt neben vielen malerischen Winkeln neuzeltliches Gepräge. Elektrische Licht- und Kraftanlagen finden sich, stattliche ältere Häuser stehen schmutz und sauber da, eine Molkerei mit neuesten Einrichtungen liegt am Wege. In der Straßengabelung steht die evangelische Kirche mit ihrem schönen Turmbau. Über der Türöffnung jenseits der Turmseite zeigt sich die Jahreszahl 1751. Doch bezieht sie sich ebenfalls nur auf bauliche Veränderungen. Die Kirche selbst ist weit älter. Einfach ist ihre Innenausstattung. Im Fußboden des Schiffes liegen mehrere zum Teil wappengeschmückte, vielfach arg abgetretene steinerne Grabplatten.

Der große Weiher gehört mit seinen 125 Hektaren (500 nassauische Morgen) wie all die Wasser der weiten Senkung, die zugleich Quellgebiet der Wied und der Sahn ist, dem Fürsten von Wied als altes Hoheitsrecht eigentümlich zu. In Zwischenräumen von mehreren Jahren werden die großen Weiher durch eingebaute Schleusenanlagen abgelassen. Die Ernte an Fischen, vornehmlich Karpfen, einigen Forellen, Schleien und Aalen und über armlangen Dächten, beträgt dann etwa 400 bis 500 Zentner im ungefähren Verkaufswerte von über 20 000 Mark. Der Pachtzins, als die Fläche einmal versuchsweise landwirtschaftlich genutzt war, betrug dagegen im gleichen Zeitraum nur etwa 2 500 Mark.

Still und ruhig ist's hier oben in der großen, sumpfigen Senkung. Weit und breit keine Bahnlinie, nur mitten durch das Seengebiet führt die uralte Höhenstraße Mainz-Köln. Einst mag hier mehr Leben geherrscht haben. Da zogen vor vielen hundert Jahren in der Blütezeit des alten Deutschland die langen Wagenreihen der großen Handelsstädte vorbei, von Augsburg her kamen sie, von Nürnberg und Frankfurt und wollten nach dem großen Handelsplak im westlichen Deutschland, nach dem alten heiligen Köln. Dann wieder strengten gewappnete Ritter und Knechte der ehemaligen Westerwälder Burgen klirrend und rassend vorbei. Und wieder verging die Zeit. Dann zogen in grauenvollen Jahren wilde Kriesscharen hinüber und herüber, und die Schreden des Dreißigjährigen Krieges wüteten auch hier oben im stillen Westerwald, bis endlich wieder Ruhe und Frieden im Lande einzog. Dann kamen die Jahre der Uneinigkeit und Schwäche der Völker Deutschlands und seiner Fürsten, und das Hochland erscholl wieder vom Waffenlärm der Franzosen und Österreicher.

Und lange, lange vor diesen Ereignissen, in grauer Vorzeit, in unserer Urbäter Zeiten, als noch weite, undurchdringliche Wälder und Sümpfe das Land hier oben bedeckten, als noch Ur und Bär und Wolf in den Dickichten und Röhren hausten, da wallten von weither aus Deutschlands Gauen die alten Kampf- und jagdgeliebten Germanen zu den heiligen Quellen und Wassern herauf. Hier wohnte ja die höchste der Götinnen, Freya, die Holde oder Holle, hier wohnten heilige Priesterinnen, zu ihrem Dienst bestimmt, hier wohnten in Schilf und Wasser, in Sain und Wiese die niederen Geister, die Zwerge und Nixen und Elfen. Noch heute erinnern die Orts- und Flurnamen unweit der Seen, wie Freilingen, Freirachdorf, Marienrachdorf, Marienhäuser, Helleberg und andere an die der Göttin geweihten Stätten, an welchen später christliche Missionare in Anlehnung an altheidnischen W-

pflogenheiten vielfach Verehrungsorte der Himmelskönigin Maria errichteten.

Am Weiher liegt ein altes Schloß. Dort, wo jetzt die Wasser fluten, soll nach alter Sage eine Burg gestanden haben, in der ein harter, ungerechter Ritter herrschte. Doch nach wildem Zechgelage versank in Sturmesnacht das Schloß in Sumpf und Moor und Bruch, die Wasser stiegen auf und wogten und fluteten. Und als nach all dem Toben und Brausen die helle Morgensonne wieder über die ruhig gewordene Natur strahlte, da breitete sich über der Stelle, wo die Burg gestanden, ein weiter, glänzender See. Später, jetzt vor dreihundert Jahren, errichtete man am festen Ufer zum Andenken an die im See versunkene Burg das jetzige Schloßchen und nannte es „Seeburg“. Gleichen Namen führt auch das dabei liegende, zu Schmidthahn eingemeindete Dörfchen. Es zählt kaum sechs Häuschen und ist wohl eine der kleinsten Siedelungen des Westerwaldes, vielleicht ganz Kassaus. Im Talgrund abwärts des großen Weihers liegt das „Fischerhaus“; es bezeichnet die Stätte, wo einst das ausgegangene Dorf Stahlhofen gestanden. Wahrscheinlich ist es, gleich so vielen allzukleinen Siedelungen des Westerwaldes, von der Bevölkerung, die sich allmählich in größeren, mehr Sicherheit gewährenden Dörfern zusammenscharte, aufgegeben worden und später mit seinen armseligen, meist nur von Holz und Lehm und Stroh errichteten Häusern restlos verfallen.

Leise klatschen die vom Wind bewegten Wellen an das Ufer und spielen mit dem flüsternden und raschelnden und wogenden Schilf. Grün- und braunglänzende Röhrlilien und dickhäutige Wasserjungfern wispern und tanzen leise raselnden Fluges durch das Rohrgewoge, über die glitzernde weite Flut. Vom Wasser her, aus dem Schilfgürtel klingt der helle Ruf des braunen, grüngeländerten Wasserhuhns, auf den runden Basaltsteinen am Ufer flötet die weibrüstige Wasseramsel ihre kurze Strophe, um dann mit lähltem Sturze unter der Wasserfläche zu verschwinden. Dort drüben am Röhricht vergnügt sich still und allein der kleine, braun und silberweiße Taucher. Kaum mehr als das ewig nidende schwarze Köpfchen sieht man, dann verschwindet er mit einem Male unter dem Wasser, um erst nach geraumer Zeit plötzlich an anderer Stelle wieder aufzutauchen. Große und kleine Enten tummeln sich schnatternd und schwabend auf der klaren Flut, um rasch aufzuspringen und nach wenigen hundert Schritten wieder klatschend und prasselnd und flügeltschlagend in das hochauflühende Wasser einzufallen. Im Sumpfland stekt im schwarz und weißen Federkleid der einsame Ribi, bis er plötzlich aufsteigt und im gewandten Schaukelfluge, velsbogenschlängelnd, mit hellem Klageruf über die öde Trift gleitet. In reißendem Ritzackfluge zeigt sich die Bekassine, unsere kleinste Schnefpenart.

Immer stiller wird's. Die Sonne geht zur Rüste und sinkt endlich hinter den hügeligen Horizont; rotgoldene Lichter flimmern über den See, bis endlich nachtschwarze Schatten die stille Wasserfläche umfängen. Mit grünen Laternen tanzen geflügelte Johannisfäferchen durch die Luft, langgezogene Klänge der hohe Triller der heute-hofschenden Nachtschwalbe über die Wasser hin. Weiße Nebel wogen aus der schwarzen Flut, steigen auf und nieder, weben hin und her, ballen sich zu dichten Massen, lösen sich in weiße, flatternde Schleier auf. Aus der Mitte des Sees scheint das im Sumpf versunkene Schloß wieder herauszu steigen, die alten Weiben, die Erbenbüsche am Ufer nehmen in dem nebelhaften Sin und Her wunderliche Gestalten an. Die Wassergeister, die Nixen und Elfen scheinen aufzutauchen und auf den glatten Fluten sich im Reigen zu wiegen. Rühl wirb's, ein leises Kräffeln hebt an. Wir sind in Arenas, in Erkönnigs Reich!

Umschau.

* Förderung der Heimatschutzbestrebungen durch die Schule. Bei der Beratung eines Gesetzes zum Schutz der Bodendenkmäler und der Natur- und Kunstdenkmäler überhaupt im Frühjahr wurde von verschiedenen Seiten im Abgeordnetenhaus darauf hingewiesen, daß gerade die Schule noch manches zur Förderung des Heimatschutzes tun könne. Auf diese Anregung hin werden nun vom Kultusministerium aus durch die Bezirksbehörden Erhebungen angestellt, was

im Sinne des Heimatschutzes in den Schulen bereits geschehen sei und welche Vorschläge zum weiteren Ausbau der Pflege des Heimatschutzes durch die Schule zu machen seien. Besonders sollen Persönlichkeiten, die auf diesem Gebiete praktisch tätig sind, zu Äußerungen veranlaßt werden. Die Maßnahmen erstrecken sich auf den Schutz der Natur an sich, Wahrung des Verständnisses für die Natur- und Kunstdenkmäler der Heimat — überhaupt der ganzen Landschaftseigenart und Schönheit — und der Pflege und Erhaltung derselben. Daneben soll aber auch das ererbte Lied, Sitten und Gebräuche, also das heimische Volkstum bereits der Fürsorge der Schule empfohlen werden, damit die fortschreitende Entwicklung nicht unerfessliche Heimatwerte aus dem Volksleben für immer ausmerze. Kein neues Fach soll dadurch dem Unterrichtsbetrieb eingefügt werden, aber die Heimatkunde ausgebaut und in Deutsch, Realien und Zeichnen die Fragen der Berücksichtigung des Heimatschutzes an passender Stelle eingeflochten werden. Jedenfalls handelt es sich hier um hochbedeutsame Anregungen, die hoffentlich dem Heimatschutz erspriessliche, segensreiche Früchte zeitigen, wenn sie auch durch den Krieg zur Zeit nicht voll wirksam werden können.

II.
* Die Trauung gefallener Paare. In Nr. 1 des „Landboten“ 1916 erschien eine Betrachtung über die Trauung gefallener Paare. Unter anderem war darin erwähnt, daß in einzelnen Gemeinden des Kreises Biedenlopp bei derartigen Anlässen das kirchliche Angebot unterbleibt. Davon ist mir als Hinterländerin nichts bekannt, das sog. „Aufrufen“ in der Kirche wird auch den gefallenen Paaren zuteil. Mit dem Brautkranz verhält es sich aber auch hier, wie in dem Artikel erwähnt wird: eine gefallene Braut geht ohne Kranz. Selbst da, wo es noch nicht offenes Geheimnis ist, daß zwei sich heiraten müssen, unterlassen es die meisten aus natürlichem Takt, den Kranz zur Trauung zu tragen, ohne sich um Nachreden zu kümmern. Jeder, der die Verhältnisse auf dem Lande kennt, weiß, daß ein solcher Fehltritt, wenn doch geheiratet werden soll, keine allzugroße Entrüstung hervorruft. Bei unserer sog. „Darmstädter“ Tracht ist der Brautkranz überhaupt nicht Sitte. Daß „gemogelt“ und der Kranz oft von Unwürdigen getragen wurde, kam natürlich auch vor. Hier, wie ja wohl allerorten auf dem Lande, ist es Sitte, daß Pfarrer und Lehrer an der Hochzeit teilnehmen müssen, wenigstens werden sie eingeladen. Ein früherer Geistlicher unseres Dorfes gab nun bekannt, daß er nur zu derjenigen Hochzeit gehen werde, wo er sicher sei, daß das junge Paar rein vor den Altar trete. Er ging soweit, den Bräutigam kurz vor der Trauung unter vier Augen danach zu fragen, obwohl das vielen nicht paßte und unangenehm empfunden wurde. Aber trotz dieser Vorsicht ist er öfter betrogen worden und Eingeweihte lachten darüber. Als Kennerin der ländlichen Verhältnisse darf ich ruhig sagen, daß es in dieser Beziehung viel besser geworden ist als früher, wo nicht viele Paare kopuliert wurden, die nicht „mußten“. Im benachbarten „Hessenland“, d. h. im Kreise Marburg, wurde früher jedes gefallene Paar mit einer Kirchenkrasse belegt, ob es noch so ist, weiß ich nicht. Daß Hochzeiten bei offenkundig gefallenen Paaren stiller als gewöhnlich gefeiert wurden, war nicht gerade Regel, eine Heirat macht ja den Fehler wieder gut. So erinnere ich mich noch einer Bauernhochzeit großen Stils, bei der sich in der Hochzeitssnacht, während wir Gäste noch fröhlich im Hochzeitshause tanzten, schon ein kräftiger Stammhalter einstellte. Eine andere Hochzeit in unserer nächsten Nachbarschaft stieß auf unerwartete Hindernisse, weil der kleine Junge sich schon in der Nacht vor der Hochzeit einstellte. Da war nun allerdings guter Rat teuer und die Sache war höchst unangenehm. Aber man wußte sich zu helfen. Da nun einmal alles angeschafft und hergerichtet war und nicht verderben sollte, man auch die fremden Hochzeitsgäste nicht so rasch wieder abbestellen konnte, hielt man einfach Hochzeit ohne die junge Frau, und sie war sehr lustig, zumal es der jungen Mutter und dem Kind gut ging. Allerdings mußte der Bräutigam manch gutmütigen Spott einstecken, doch das ließ ihn kalt. Die standesamtliche Trauung war am Tage vorher vollzogen, das Kind also ehelich geboren. Die kirchliche Trauung fand später in aller Stille statt.

F. B.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.